ses Abschnittes gibt es Berührungen der MW mit klassischen Fächern, wie der Theologie, der Kunst- oder der Theaterwissenschaft, der Geschichts- oder der Politikwissenschaft, dann aber auch nur mit Teilbereichen einzelner Disziplinen wie Medienökonomie, dem Medienrecht oder der Medienpädagogik, schließlich mit einzelnen Wissenschaftskonzepten wie den Cultural Studies oder den Postcolonial Studies. Die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft kommt nur unter dem Stichwort „Kommunikationsforschung/Medienwirkungsforschung" vor, das Stichwort schrieb Klaus Beck, der sich nach einigen sehr kurzen Bemerkungen zur Forschungssystematik allein mit der Wirkungsforschung beschäftigt. Die Nutzungsforschung (hier wären ja Verweise auf die Cultural Studies interessant gewesen) wird nur en passant bei den Methodenfragen erwähnt.

Gravierender ist es, was jedoch nur selten vorkommt, wenn wie beim Stichwort zur Geschichtswissenschaft die für den Medienzusammenhang wichtigen aktuellen Entwicklungen nicht erwähnt werden, etwa das Konzept der Visual History, wie es Gerhard Paul (Flensburg) und andere verfolgen, oder die Medienansätze in der Zeitgeschichtsforschung, etwa in Potsdam (Frank Bösch, Jürgen Danyel) oder in Hamburg (Axel Schildt). Das ist misslich. Doch es gibt auch wichtige Beiträge (und sie in einer deutlichen Überzahl) wie etwa Stauffs Stichwort zu den Cultural Studies oder Jan-Otmar Hesses Beitrag zur Medienökonomie, die auf eine prägnante und zugleich in den Formulierungen neue Weise Konzepte darstellen.

Insgesamt also bietet das Handbuch eine Fundgrube zu zahlreichen Einzelbereichen, Theorieansätzen und Forschungskonzepten des Faches. In dem vielen als unübersichtlich erscheinenden Feld der MW bietet es trotz einiger kleinerer Schwächen einen insgesamt überzeugenden Überblick und damit eine knappe Orientierung zu vielen Einzelbereichen der MW. Für Medienwissenschaftler und Medienwissenschaftlerinnen, die noch nicht alles wissen (und wer ist sich da so sicher?), ist es ein Grundlagenwerk, ebenso auch für die vielen anderen, die sich in den anderen Wissenschaften mit den Medien beschäftigen und etwas von der Medienwissenschaft kennen lernen möchten.

Knut Hickethier

Angela Tillmann / Sandra Fleischer / Kai-Uwe Hugger (Hrsg.)
Handbuch Kinder und Medien

Wiesbaden: Springer VS, 2014. – 563 S.
ISBN 978-3-531-18263-6

Spätestens seit den 1970er nahmen Studien – von Pädagogik, Psychologie, Soziologie, Kommunikations- und Literaturwissenschaft herkommend –, aber auch populärwissenschaftliche Ratgeber Kindermedien bzw. Kinder und Medien als Ganze ins analytische Blickfeld: Begriffe wie Medienverbund, Merchandising, Medienwelten, Kinderkultur etc. wurden eingeführt und erläutert. Sicherlich gab es auch schon zuvor Studien zu Kindermedien, aber meist zu einzelnen und zumal traditionellen wie Kinderliteratur, Kindertheater, Kinderfilm und Kinderhörspiel. Weltweit lancierte und vermarktete Medienhypes wie „Sesame Street" mit all ihren Beiprodukten und -aktivitäten verlangten nach solch übergreifenden Kategorien, um die neuen, aufeinander abgestimmten Strategien mit dem Fernsehen als Leitmedium angemessen zu erfassen. Erste Überblickswerke sind seither auf dem Markt. Wenn die Herausgebenden mit dem vorliegenden „Handbuch" einen „aktuellen, systematischen und umfassenden Überblick zum theoretischen und empirischen Stand der Forschung zum Thema Kinder und Medien" (S. 9) annoncieren, dann müssten ihnen der immense Fundus einschlägiger Forschung und Befunde sowohl national als auch und erst recht international gewärtig sein; wenn sie es allerdings zugleich als „einen ersten Anlauf zur Strukturierung" (S. 13) besagter Forschungs- und Erkenntnisfelder apostrophieren, dann ist dieses Testat etwas überzogen. Denn ähnliche Versuche gab es schon etliche.

In sechs Kapitel sind die 38 Beiträge eingeteilt, die das Forschungs- und Erkenntnisfeld strukturieren: Zunächst in einen allgemeinen über „Kinder, Kindheiten und Medien", sodann in „Theoretische Grundlagen der Kindermedienforschung" sowie „Medienforschung mit Kindern", worin vielfältige methodische Herangehensweisen zur einschlägigen Forschung versammelt sind. Es folgen altersspezifische, also entwicklungsspezifische Zugänge unter dem Rubrum „Bedeutung von Medien im kindlichen Lebensverlauf" und medienwissenschaftliche Überblicke im engeren Sinne unter „Stellenwert und Bedeutung spezifischer Medien für Kinder". Am Ende steht die „Medienpädagogische Arbeit mit Kindern".

Der Wandel der Kindheit zumal unter der anhaltenden Mediatisierung des Alltags der

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2015-1-95 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kinder und ihrer kulturellen Praktiken wird von den Beiträgen eingangs vielfach thematisiert. Allerdings vermisst man konkrete Ausführungen zu tatsächlichen Veränderungen besonders im Verlauf der letzten 40 Jahre, zumal zugleich vielfältige Entgrenzungen von Familien und Sozialisationsinstanzen diagnostiziert und nachhaltige Individualisierungsprozesse identifiziert werden. Ob dann Kindheit überwiegend oder gänzlich als Medienkindheit – wie übrigens schon vielfach zuvor – apostrophiert werden kann, müsste unter solchen Vorzeichen neu überprüft werden. Ausgerechnet der ehemalige Bremer Kindheitsforscher Heinz Hengst, der 1981 mit seiner Streitschrift „Kindheit als Fiktion" – also noch vor Neil Postmans internationalem Bestseller „Das Verschwinden der Kindheit" (1982) – die Diskussion seinerzeit initiierte, sieht nun gegenteilige „turns" am Werk, nämlich zur Körperlichkeit und zur „Dingkultur", die die allenthalben propagierte Mediatisierung der Kinderwelten mindestens relativieren. Am Beispiel der anhaltenden „Versportung" von Kindheit expliziert er seine recht pauschal gehaltenen Thesen und unterstreicht sowohl eine wachsende Autonomie von Kindern als auch steigende Ungleichheiten in den Gesellschaften zumal in internationaler Perspektive. Mediatisierung ist hingegen für die Herausgebenden, Angela Tillmann und Kai-Uwe Hugger, das dominante Kennzeichen heutiger Kindheit, zusätzlich gekoppelt mit wachsender Mobilität. Daher wollen sie künftige Forschungen mit drei weiteren Dimensionen ergänzen: nämlich mit der sozialökologischen Perspektive, dem Postulat, dass Kinder „Konstrukteure der eigenen Persönlichkeit und generationalen Ordnung sind" (S. 31) – Sozialisation und Erziehung haben offenbar ausgedient – sowie dem Konzept des doing family auch im Medienkontext.

Wie Kindheit einschlägig, auch unterschiedlich verstanden wird, klären erst die Salzburger Forscherinnen Ingrid Paus-Hasebrink und Jasmin Kulterer; sie zeigen Entwicklungen von Werbung und Konsum auf und bieten dafür empirische Daten, die sie am Ende ihres Beitrags vor einer gänzlich konsumgesteuerten Konsum- und Alltagswelt warnen lassen. Dass Kindheit mindestens ebenso gründlich und heftig pädagogisiert wurde und wird, nicht zuletzt auch durch Medien, wofür „Sesame Street" als prominentes Initial steht, fehlt als sicherlich kaum weniger mächtiges Korrektiv und lässt ein einseitiges Porträt gegenwärtiger Kindheit entstehen. Denn der folgende pädagogische Beitrag von Johannes Fromme, Ralf Biermann und Florian Kiefer befasst sich im speziellen Sinn mit Medienkompetenz und -bildung. Kinder- und Jugendschutz, Genderaspekte und soziale Ungleichheit als formelle und sozialökologische Bedingungen des Medienumgangs sind weitere Themen dieses Kapitels.

Unter „theoretischen Grundlagen" werden relevante Paradigmen und Dimensionen wie Mediensozialisation, Medienbiografie, Kulturökologie, Entwicklungsaufgaben, sozialmoralische Entwicklung und Identität nicht ganz systematisch und nebeneinander abgehandelt. Immerhin lassen sich mit ihnen komplexere Zusammenhänge aufzeigen. Hingegen wird Medienwirkung(-sforschung) im üblichen Sinn, die bezogen auf Kinder und mögliche Gefahren die öffentlichen Diskurse und Besorgnisse seit jeher beherrscht, nicht eigens thematisiert, wofür eine Explikation fehlt. Außerdem müssten diese „Grundlagen" mit den Beiträgen im übernächsten Kapitel über „Medien im kindlichen Lebensverlauf" korrespondieren und wären daher besser aneinandergerückt. Denn da sie eher als physisch-kognitive Altersphasen aufgefasst sind, tragen sie weder den inzwischen stärker hervortretenden sozialen und kulturellen Divergenzen noch der fortschreitenden Komplexität und Verzahnung der Medienwelten hinreichend Rechnung.

Doch das Handbuch kennt weder Querverweise noch ein Sach-Register, so dass vergleichende Orientierungen erschwert sind. Am innovativsten ist das Methodenkapitel, weil dort wohl erstmals spezielle Methoden der Kindheits- und Kindermedienforschung im Überblick dargestellt sind. Hier können sich einschlägig Forschende Anregungen und Rat holen. Natürlich hätte man sich vergleichende Bewertungen über die jeweilige Angemessenheit und Leistungsfähigkeit der Methoden vorstellen können.

Im engeren medienwissenschaftlichen Sinne werden im fünften Abschnitt spezielle Medien für Kinder (Bilderbuch, Hörmedien, Kinderbuch, Fernsehen und Film, digitale Spiele, Handy, Internet, Zeitschriften, Comics, Werbung) knapp und mehr oder weniger substanziell vorgestellt, wie es andernorts auch schon geschehen ist. Hier wären durchaus mehr Rekurse auf die einschlägigen Forschungen und Befunde angebracht gewesen, um sowohl Traditionslinien als auch aktuelle Veränderungen herauszuarbeiten. Immerhin markiert der vorangestellte Artikel über „Medienkonvergenz und Celebritys im Kindesalter" neue generelle Tendenzen und schließt zugleich an die vorher erwähnten Übersichten an.

Medienpädagogische Arbeit in und mit Familien, in den pädagogischen Instanzen Kin-

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2015-1-95 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dergarten, Hort, Schule, aber auch in der „Freizeit“ von Kindern sind die Themen des letzten Kapitels, so dass dadurch Verbindungen zwischen Forschung und pädagogischer Praxis ersichtlich werden. Auch sie hätte man mit den genannten Handbuch-Instrumenten besser miteinander verknüpfen können. Denn die Medienerziehung von und für Kinder(n) stand und steht noch bis heute oftmals unter kaum wissenschaftlich gesicherten bewahrpädagogischen Vorbehalten, so dass ihr weitere Verwissenschaftlichung und damit auch Professionalisierung erwünscht sind.

So erfüllt das Handbuch zumal für weniger Kundige sicherlich den Anspruch, erste und überblicksartige Orientierungen in vielerlei Hinsicht zu liefern. Die überaus reiche und gewiss auch heterogene einschlägige Forschung, ihre Ansätze, Theoreme und Ergebnisse souverän, angemessen und umfassend aufzuarbeiten und zugleich vergleichend einzuordnen – zumal auch mit Blick auf internationale Entwicklungen –, gelingt allerdings nicht gänzlich.

Hans-Dieter Kübler

Jakob J. E. Vicari

Blätter machen

Bausteine zu einer Theorie journalistischer Komposition

Köln: Herbert von Halem, 2014. – 201 S.

ISBN 978-3-86962-085-5

Blattmachen – wie geht das eigentlich? Im Vorwort zu dieser Münchener Dissertation stellt Michael Meyen eine nicht nur rhetorische Frage: „Sollen Menschen ohne direkte Anbindung an die Universität und ohne ständige Vor-Ort-Betreuung promovieren dürfen?“ Meine Antwort: Ja, sie sollen, auch wenn wir wissen, dass manche Promotionsordnung, manche Pflichtmitgliedschaft in (wenn auch hilfreichen) Graduate Schools die externe Promotion heutzutage deutlich erschweren. Das Ja als Antwort auf diese Frage ist umso entschiedener, je besser geschrieben die Dissertation ist. Und das ist hier zur Freude des Rezensenten der Fall. Kein Wunder, ist doch der Autor Absolvent der Deutschen Journalistenschule, erfahrener Wissenschaftsjournalist und inzwischen Redakteur des deutschsprachigen *Wired*-Magazins (weswegen es verwundert, dass ausgerechnet die verstreuten Bemerkungen zum Digitalen Journalismus nicht auf der Höhe der Zeit sind).

Meyen attestiert Vicaris Dissertation das „Potenzial, die Journalismus- und die Medieninhaltsforschung zu irritieren und damit die Kommunikationswissenschaft zu verändern“. *Irritieren* aber ist ein starkes Wort – mit *nach vorne bringen* wäre auch schon viel erreicht. Vicaris theoretischer Ansatz, nämlich die erstmalige Formulierung des journalistischen Konzepts Komposition, vermag das tatsächlich zu leisten. Mit kleinen Einschränkungen sind die ersten vier Kapitel des Buches überzeugend – vom empirischen Teil, dem Ergebnis von Beobachtungen in 16 Redaktionen, lässt sich das leider nicht unbedingt sagen. (Kleinere formale Fehler, z. B. im Literaturverzeichnis, können in einer zweiten Auflage behoben werden.)

Vicari legt seiner Arbeit die Systemtheorie zugrunde: „Komposition ist das Programm zur Herstellung der Fiktion einer wahrscheinlichen Realität.“ Demgegenüber wurde Bourdieu für die theoretische Fundierung leider nur schwach genutzt. Dabei hätte dessen Hauptwerk „Die feinen Unterschiede“ (1979) mit dem dort formulierten Konzept *Distinktionsgewinn* einiges hergegeben zum Verständnis von dem, was auch Vicari bewegt: Wie schafft es beispielsweise die *Zeit*, sich selbst allwöchentlich wieder zu ähneln und sich doch zu unterscheiden von einem *Spiegel* oder einem *Freitag*? Komposition kann „profilbildend“ wirken, sagt Vicari an einer Stelle, dort aber ohne jeglichen Bourdieu-Bezug.

Komposition beschreibt Vicari als ein journalistisches Programm (in Anlehnung an Blöbaum), ein Verfahren, das sich an die nachrichtenwertgeleitete Selektion anschließt und das erst Sinn stiftet. Erst die Komposition setzt die ausgewählten Einzelnachrichten und -berichte in einen Verständnis- und Deutungsrahmen und konstituiert so ein Rezeptionsangebot, das Lesern gefallen kann, aus dem sie Nutzen ziehen können. „Die Redaktion entscheidet sich, macht ein Blatt“, so Vicari, der das Blattmachen zu Recht von bloßer Nachrichtenselektion, die noch kein Gesamtangebot darstellt, abheben will.

Sinnstiftung ist das redaktionell intendierte Resultat von Komposition: „Durch Komponieren wird in Redaktionen Sinn erzeugt.“ Erst sie gebe „der Diversität der Themen eine Struktur“. Gut systemtheoretisch begründet Vicari seinen Ansatz auch hier: „Allein nachrichtenwertlich selektierender Journalismus genügt zur Reduktion der Komplexität nicht. Deshalb hat der Journalismus mit der Komposition ein zweites, faktorengetriebenes Auswahlprogramm: die Komposition mit den Kompositionsfaktoren Selektion, Variation und Verknüpfung“ – wobei die gelungene Variation als „ein Qualitätsmerkmal“ verstanden wird.

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2015-1-95 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY